

Eine Wohnung wie ein Erdloch

Ai Weiwei erzählt in seiner Biografie von den Demütigungen, die er und sein Vater Ai Qing erfahren haben

Von Adrienne Braun

Er ist einer der bekanntesten Künstler der Welt. In seiner Heimat China hat Ai Weiwei aber schon in der Kindheit staatliche Willkür und Demütigungen ertragen müssen. In seiner Biografie erzählt er von einem Alptraum, der nie zu enden scheint.

Ein weiches Bett haben sie nicht. Kein Bad, kein Sofa. Als Ai Weiwei und sein Vater 1968 mal wieder umziehen müssen, landen sie in einem Erdloch. Erwachsene können nicht darin stehen, aber Ai Weiwei ist mit seinen erst zehn Jahren noch klein genug. Wenn Schweine übers Feld laufen, rieselt ihnen Sand ins Gesicht, denn es gibt nur ein einfaches Dach aus Zweigen, Reisstängeln und Lehm. Im Sommer ist es unerträglich heiß, im Winter herrscht Kälte bis zu minus 40 Grad. Ansonsten plagen Läuse die beiden, der Ruß der bescheidenen Lampe steckt in jeder Ritze.

Fünf Jahre musste Ai Weiwei, heute der bekannteste und erfolgreichste Künstler Chinas, in der Erdhöhle hausen – von Staats wegen. Es sind erschütternde Erinnerungen, die der 64-Jährige aufgeschrieben hat in einem mehr als 400 Seiten starken Buch, das eigentlich nur ein Thema hat: die Unmenschlichkeit und Härte, mit der Ai Weiwes Vater und später auch er über die Jahrzehnte hinweg schikaniert wurden. „1000 Jahre Freud und Leid“ nennen sich die Erinnerung, die nun gleichzeitig in 14 Sprachen erschienen sind und vom steten Überlebenskampf erzählen, von Denunziation und staatlicher Gewalt, ideologischen Kontrollen und Unterdrückung der Redefreiheit.

All das hat Ai Weiwei schon als Kind zu spüren bekommen, denn sein Vater war Ai Qing, ein von Mao Zedong zunächst geschätzter und gefeierter Dichter, der in den Fünfzigerjahren als „Rechtsabweichler“ gebrandmarkt und aus Peking verbannt wurde zur „Umformung der Gedanken“. Über Jahrzehnte war Ai Qing steten Demütigungen ausgesetzt. Während der Kulturrevolution wur-



Der Künstler Ai Weiwei im Jahr 2009 mitten in seiner Ausstellung im Haus der Kunst in München.

FOTO: TOBIAS HASE/DPA

de er in eine abgelegene paramilitärische Produktionseinheit am Rande der Wüste von Xinjiang verschickt, die Mutter hatte nicht mehr die Kraft, ihm auch dabei zur Seite zu stehen und verließ mit dem kleinen Bruder die Familie. „Ich blieb stumm“, schreibt Ai Weiwei, „weder verabschiedete ich mich, noch fragte ich, ob sie zurückkehren würde.“ Er lebte fortan mit dem Vater. Er kochte für ihn, plünderte Rattenester, legte Inneren ein, schleppte Holz, während der einstige Nationaldichter die Latrinen säubern musste.

In seinen Erinnerungen taucht Ai Weiwei tief ein in die Verästelungen chinesischer Politik, die Geschichte vom Bürgerkrieg über die Kulturrevolution bis zum Tiananmen-Massaker 1989. Einen großen Teil des Buches widmet er dabei dem Leben seines Vaters, der 20 Jahre lang in der Verbannung lebte. „Erst als ich selbst zum Angriffsziel der Feindseligkeit

des Regimes wurde, wurde mir allmählich klar, was er durchgemacht haben musste“, schreibt er. Trotz der Nähe war das Verhältnis von Vater und Sohn immer distanziert.

Letztlich hat diese Kindheit unter extremsten Umständen dazu geführt, dass Ai Weiwei selbst begann, Widerstand gegen Autoritäten zu leisten. Der Protest wurde auch zum Kern seiner künstlerischen Tätigkeit. „Meine Inspiration und meine Kühnheit entspringen der Abscheu und der Verzweiflung.“ So wurde ihm als junger Mann bewusst, dass er „in die neue Post-Mao-Ordnung ebenso wenig passte, wie ich in die maoistische Ordnung gepasst hatte, die meine ganze Kindheit geformt – oder verformt – hatte.“

Zwölf Jahre lang lebte er in den USA, nicht „weil ich mich nach einem westlichen Lebensstil sehnte“, sondern weil er das Leben in Beijing nicht mehr ausgehalten habe. Aber auch in

den USA blieb Ai Weiwei ein Außenseiter. Als er in die Heimat zurückkehrte, begann er, sich mit traditioneller chinesischer Kunst auseinanderzusetzen. Auch wenn er immer wieder provozierte, ließ das Regime ihn zunächst gewähren und begnügte sich damit, ihn permanent zu überwachen. Er reagierte trotzig, installierte in seinem Atelier selbst Überwachungskameras und veröffentlichte die Aufnahmen im Internet.

Als er der Regierung Schuld am Tod der vielen Kinder gab, die bei dem großen Erdbeben 2008 unter den Trümmern unsolide gebauter Schulen starben, wurde er von der Polizei brutal geschlagen. Fast drei Monate kam er schließlich in Haft. „Wenn ich es bei den Verhören vermied, zum einen oder anderen Thema meine volle Meinung zu sagen, verließ ich mich darauf, dass mein Instinkt mich vor dem Betreten irgendwelcher Minenfelder bewahren möge.“

In der Haft fasste er den Entschluss, seine Erinnerungen eines Tages aufzuschreiben. Heute lebt er in Portugal, nach China kann er nicht mehr zurück, sodass das Schreiben auch ein Weg war, die Verbindung zu seiner Heimat zu halten.

Für ein allgemeines Leserinteresse ist das Buch vielleicht etwas zu ausführlich geraten, für ihn selbst war das Schreiben auch eine Art Selbsterkenntnis.

Denn erst im Rückblick wurde ihm klar, wie stark er von seinem berühmten und geknechteten Vater geprägt wurde. „Ohne bewusst darüber nachzudenken, war ich politisiert worden und machte dasselbe wie mein Vater, als er jung war“ – aufbegehren.

Ai Weiwei: 1000 Jahre Freud und Leid. Erinnerungen, 416 Seiten, Penguin Verlag, 38 Euro.

Neuerscheinungen

Sybille Lewitscharoff erklärt Dante

Dante Alighieris Werk ist noch immer aktuell: Weit über Italien hinaus wurde in diesem Jahr der 700. Todestag des Schöpfers der „Göttlichen Komödie“ begangen. Auch in Deutschland hat der „Sommo Poeta“ (Höchste Dichter) viele Fans, und einer der größten ist die Schriftstellerin Sibylle Lewitscharoff. 2016 hatte sie im Roman „Das Pfingstwunder“ Dantes imaginäre Jenseitsreise mit der Gegenwart verquickt, nun wirbt sie mit einem Sachbuch um neue Dante-Freunde. In „Warum Dante?“ führt sie ein in die Höllen- und Himmelstour des Dichters, erzählt von dessen unglücklichem realem Leben im politischen Exil und weiß auch einiges über die Wirkungsgeschichte des Jahrtausendwerks zu berichten. Lewitscharoff wendet sich dabei, wie sie sagt, an den „Leselex“, der eine komplexe Lektüre nicht scheut. Das hübsch gemachte Bändchen enthält auch Illustrationen der „Göttlichen Komödie“ von einigen der bekanntesten Dante-Illustratoren. (dpa)

Sybille Lewitscharoff: Warum Dante? Insel, 100 Seiten, 14 Euro.

Uwe Laub erzählt von einer beängstigenden Zukunft

Uwe Laub hat bereits in seinen Romanen „Sturm“ und „Leben“ gezeigt, was passieren kann, wenn die Menschen in die Natur eingreifen. In seinem neuen Thriller

„Dürre“ entwirft er ein beängstigendes Bild von der Zukunft. Im Roman, der einige Jahre in der Zukunft spielt, ist es nicht gelungen, die weltweite Erwärmung aufzuhalten. In dieser Situation könnte eine App helfen, die den CO₂-Fußabdruck jedes einzelnen Menschen feststellt und dann Konsequenzen einleiten kann. Aber schon bald zeigt sich, dass mit der App auch zahlreiche Nachteile verbunden sind, was die gesellschaftliche Entwicklung betrifft. (dpa)

Uwe Laub: Dürre, Heine, 464 Seiten, 15 Euro.

Uwe Laub: Dürre, Heine, 464 Seiten, 15 Euro.

Erfolgreich gegen alle Widerstände

Historisches Sachbuch porträtiert „Die geheimen Pionierinnen der Wirtschaft“

Von Ulrich Mendelin

Frauen, die sich in der männerdominierten Wirtschaftswelt behaupten wollen oder müssen, können im 21. Jahrhundert auf Ratgeber zurückgreifen. Die tragen Titel wie „Wie du erfolgreich wirst, ohne die Gefühle von Männern zu verletzen“, oder auch: „Schrei Kikeriki, wenn du ein Ei legst“. Christine de Pizan, Barbe-Nicole Cliquot-Ponsardin oder Martha Matilda Harper hatten diese Möglichkeit nicht. Behauptet haben sie sich trotzdem, mit Beharrlichkeit, Mut und Unternehmensegeist. Das Leben dieser und 17 weiterer Entrepreneurinnen vergangener Jahrhunderte beschreibt die Basler Kunsthistorikerin Jana Lucas in ihrem im September erschienenen Buch „Die geheimen Pionierinnen der Wirtschaft“.

Die Autorin porträtiert darin Frauen, die trotz teils widrigster Umstände wirtschaftlichen Erfolg hatten – auch wenn viele der Namen in Vergessenheit geraten sind. Da ist etwa Christine de Pizan, die sich schon im Spätmittelalter als Poetin und Intellektuelle vermarktet, Fürstinnen und die französische Königin berät und ein Lebensthema in der Frage findet, wie Frauen Führungsqualitäten entwickeln und verantwortungsvoll wirtschaften können. Ihr Lehrbuch über Verhaltensregeln für adelige Damen mit dem Titel „Der Schatz der Stadt der Frauen“ wird zum Bestseller, der es der verwitweten Tochter eines aus Italien eingewanderten Hofarztes erlaubt, ohne

neue Heirat finanziell auf eigenen Beinen zu stehen.

Vier Jahrhunderte später steht Barbe-Nicole Cliquot-Ponsardin vor der Frage, ob sie nach dem Typhustod ihres Ehemanns dessen Weinhandel abwickeln oder übernehmen soll. Sie entscheidet sich für Letzteres, bewältigt Liquiditätsprobleme, lässt schon mal einen Weinkeller zumauern, um ihn vor plündernden Soldaten zu schützen, und schickt ein mit bestem Champagner beladenes Schiff auf eine äußerst riskante Fahrt nach Russland, wo es nach vielen Kriegs- und Krisenjahren als erste Lieferung französischer Luxusprodukte Höchstpreise erzielt. Die Witwe baut das Unternehmen zu einem weltweit führenden Champagnerproduzenten aus, ihr Name schmückt noch heute die Etiketten des „Veuve Cliquot“.

Die Kanadierin Martha Matilda Harper wiederum arbeitet sich Ende des 19. Jahrhunderts vom Hausmädchen zur Multimillionärin hoch, sie baut in den USA ein Imperium von 500 Friseursalons auf. Was damals neu ist: Die Salons werden unter Lizenz von eigenständigen Unternehmerinnen geführt. Harper gilt damit als Erfinderin des Franchisesystems, 70 Jahre bevor Ray Croc auf die selbe Weise mit seinen McDonald's-Schnellrestaurants die Welt erobert.

Das Buch zeigt: Es gibt sie durchaus, die Frauen, die schon in vergangenen Jahrhunderten wirtschaftliche Erfolge feierten. Auch wenn die Frustration darüber, dass in den Führungsetagen bis heute so wenige von



Barbe-Nicole Cliquot-Ponsardin (1794-1880) baute den Champagnerhersteller „Veuve Cliquot“ zu einem weltweit erfolgreichen Unternehmen aus.

FOTO: HISTOIRE & CORPORATE/PERSONNAGE

ihnen anzutreffen sind, die Autorin dem eigenen Bekunden nach erst zu diesem Buch inspiriert hat. Als ehemalige Mitarbeiterin einer Ausstellungs- und Marketingagentur habe sie Workshops mit Verwaltungsgremien und Unternehmensvorständen geführt, die fast durchwegs aus Männern bestanden hätten, schreibt Jana Lucas in ihrem Vorwort, und fügt hinzu: „Der Kaffee wurde jedoch stets von Frauen serviert.“ Das habe sie dazu gebracht, über historische Vorbilder für Topjobs in der Wirtschaft zu recherchieren. Das Ergebnis ist eine erhellende Porträtsammlung über einen Zeitraum vom Mittelalter bis ins frühe 20. Jahrhundert, das in jedem Kapitel auch ein

Stück Kultur- und Wirtschaftsgeschichte seiner Zeit vermittelt. Überraschend: Schon vor 600 Jahren ist es Frauen – zumindest solchen gehobenen Standes – durchaus möglich gewesen, sich Spielräume zu erarbeiten.

Protagonistinnen kommen auch aus der Region. Beispielsweise die in Buchau am Federsee geborene Madame Kaulla, die Anfang des 19. Jahrhunderts mit ihrer Familie und der Unterstützung Herzog Friedrichs II. die Württembergische Hofbank gründet, oder auch Angelika Kauffmann aus dem Brezgenwald, die schon zu Lebzeiten berühmte Malerin ist und ihren Marktwert noch dadurch steigert, dass ihre Kunst auch Fächer, Porzellan, Toiletten-Garnituren oder Paravents zierte – Rundum-Marketing im ausgehenden 18. Jahrhundert. Die schwäbische Vorzeig-Unternehmensgründerin Margarete Steiff aus Giengen, Mutter der Spielzeugbären mit dem Knopf im Ohr, fehlt dagegen erstaunlicherweise in der Porträtsammlung.

Lucas, die inzwischen als Unternehmensberaterin arbeitet, leitet aus den einzelnen Biografien jeweils praktische „Take-aways“ – „für Merchandise-Artikel braucht es eine starke Marke“, heißt es etwa bei Angelika Kauffmann, und „Es gibt nur eine Qualität: die beste“ bei der Witwe Cliquot. Inspiration für unternehmerisch interessierte Leserinnen und Leser – geschöpft aus dem Erfahrungsschatz der Jahrhunderte.

Jana Lucas: Die geheimen Pionierinnen der Wirtschaft, Redline Verlag, 336 Seiten, 20 Euro.

Ein herausforderndes Vorlesevergnügen

Das wunderbar schlecht gelaunte „Neinhorn“ des Autors Marc-Uwe Kling ist wieder zurück

Von Christiane Bosch

Es darf wieder gemotzt und laut „Nein!“ geschrien werden: Das Neinhorn ist zurück. Das

schlecht gelaunte Neinhorn aus dem hübschen Herzwald hat bereits Hunderttausende Erwachsene und Kinder begeistert. 2019 erschien „Das NEINHORN“ von Marc-Uwe Kling (Foto: dpa). Es wurde schnell zum Kultkinderbuch, dem Hamburger Carlsen Verlag zufolge verkaufte es sich mehr als 650 000 Mal. Nun darf das motzende Tier mit dem bunten Schweif neue Abenteuer erleben und sich dabei auch mit der „Schlangeweile“ herumschlagen.

Kling schreibt in „Das NEINHORN“ und die SchLANGEWEILE“ erneut seinen Figuren mithilfe ihres Namens Eigenschaften zu. So wird der schwerhörige Waschbär zum WASBÄR, die rechthaberische Prinzessin zur KönigsDOCHTER und die gelangweilte Schlange eben zur SchLANGEWEILE. Auf die trifft das Neinhorn, nachdem es keine Lust mehr auf Streit mit der Königstochter hat. Und es verzweifelt schier an dem störrischen Tier.

In dem 54-seitigen Buch hüpfert Kling mit seinen Worten wie auch schon im ersten Buch mit Witz und Lässigkeit durch die Seiten. So man-

che Sprüche („Schon mal was von ‚mein Tanzbereich – dein Tanzbereich‘ gehört?“) sind dabei wohl auch für die Großen gedacht. Und die entdecken sicherlich auch in den Hauptfiguren

nicht wenige Eigenschaften ihrer Kinder, Nichten und Neffen oder Enkel.

Für die Großen ist das Buch hier und da zudem auch ein durchaus herausforderndes Vorlesevergnügen.

Immerhin gilt es, die Stimme entsprechend zu verstellen und alle Figuren charaktergerecht zu vertonen. Das führt in der Regel aber auch zu enormem Kicherspaß bei den Zuhörern.

Band zwei ist ein wenig länger als das erste „Neinhorn“-Buch. Gleichzeitig gibt es aber auch mehr zuckerwattewolke und muffelige Bilder von Illustratorin Astrid Henn, mehr Anregungen für die Fantasie und eine kleine Liebeserklärung an die Freundschaft und das gemeinsame Genießen. Das macht nämlich am Ende doch mehr Spaß, als allein gelangweilt herumzuhängen oder sich von Miesepetern die Laune verderben zu lassen.

Marc-Uwe Kling, Astrid Henn: Das Neinhorn und die Schlangeweile, Carlsen, 54 Seiten, 13 Euro.